

anknüpfend an das Frühwerk von Marx die Eingriffsmöglichkeiten des Subjektes gegen eine um sich greifende deterministische Strukturgläubigkeit betont. Echeverría (Jahrgang 1941) rückt weniger die Vorstellung in den Vordergrund, daß radikale Subjektivität die Entfremdung überwinden und „die Verhältnisse zum Tanzen bringen“ könnte, sondern plädiert für die Abkehr von homogenisierenden Gesellschafts- und Revolutionstheorien zugunsten der Berücksichtigung lokaler Bedingungen und kultureller Differenzen. So lassen sich im Generationsunterschied auch Erfahrungen mit gescheiterten politischen Strategien und neue Schwerpunkte im sozial-philosophischen Denken erkennen, die nicht allein der Linken gehören.

Matthias Middell

**Etienne François/Hagen Schulze (Hrsg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bände, C. H. Beck, München 2001, 725, 740, 784 S.**

Auf die 3 Bände des Sammelwerkes verteilen sich etwa 120 Einzelstudien, die in modifizierter Anlehnung an Pierre Noras siebenbändige *Lieux de memoire* verschiedene Orte, Figuren, Ereignisse oder Begriffe vorstellen wollen, die sich im kollektiven Geschichtsbewußtsein der Deutschen einmal festgesetzt hätten und evtl. auch dort verblieben seien. Bewußt hat man auch ausländische Autoren hinzugezogen, um nicht nur in einer Selbstbespiegelung zu verharren (z.B. Adam Krzemiński zu Brandts Kniefall in I, 638 oder Claire Gantet zum Westfälischen Frieden in I, 86) In der Tat präsentieren sich die Bände als eine opu-

lente Fundgrube für alle diejenigen, die einen rezeptionsgeschichtlichen oder auch nur einen unkonventionellen Zugriff auf Einzelthemen bzw. Längsschnittthemen deutscher Geschichte suchen. Oberthemen wie „Reich“, „Dichter und Denker“, „Volk“, „Schuld“, „Freiheit“, „Disziplin“, „die Moderne“, „Bildung“, „Gemüt“, „Romantik“ oder „Identitäten“ bündeln locker verschiedene Essays, die man im Einzelfall auch anders hätte zuordnen können. So taucht beispielsweise Hartmut Zwahr's „Wir sind das Volk“ (II, 253ff) unter „Freiheit“ neben „Bauernkrieg“, „Wartburg“, „Völkerschlacht“, „Frisch, fromm, fröhlich, frei“, „Der 20. Juli“ und „Die Freiheitsglocke“ auf, während im Oberkapitel „Volk“ die politisch-demokratische Konnotation des Volksbegriffes neben den vom ethnischen Volksbegriff geprägten Essays über „Grimms Märchen“ (I, 275ff), „Der Bamberger Reiter und Uta von Naumburg“ (I, 322ff), „Flucht und Vertreibung“ (I, 335ff) oder „Auslandsdeutsche“ (I, 370ff) nicht zum Tragen kommt. Solche editorischen Entscheidungen mögen begründet sein, deuten aber auf ein grundsätzliches Problem der Sammlung: Nicht immer findet man relevante Teilaspekte dort, wo man sie zunächst vermuten würde. Ein gemeinsames Schlagwortregister für alle Bände hätte es den Lesern ermöglicht, ähnlich wie mit einer Suchmaschine Querverbindungen zwischen den einzelnen Essays herzustellen und so zu einer – durch das Sammelwerk lediglich vorbereiteten – Kartographie deutscher Erinnerungslandschaften zu gelangen. Diese Probleme fordern eine Ausgabe auf CD-Rom mit entsprechenden Suchkategorien geradezu heraus.

Seinen Wert als Fundgrube gewinnt das Sammelwerk dadurch, daß es ausdrücklich das – begrifflich erst einmal nicht weiter präzierte – „kollektive Gedächtnis“ ernst nimmt, statt es alt-rankeanisch gegenüber der Rekonstruktionsarbeit des Historikers als verfälschend zu denunzieren. Damit stellt sich das Werk explizit in die Tradition der historischen Gedächtnisforschung in der Nachfolge von Maurice Halbwachs (I, 15). In der Regel präsentieren die Autoren ihre Themen als diachrone, rezeptions- oder deutungsgeschichtliche Längsschnitte, entsprechend der Natur der Sache oft mit Bildern angereichert. Es entsteht so eine erste Basis für eine gegenstandsbezogene Theorie des kulturellen Gedächtnisses in Deutschland – mit typischen Stärken und Schwächen eines Pionierunternehmens.

Im Rahmen einer solchen Rezension kann es nicht darum gehen, die heterogenen Einzelbeiträge auf Fehler im Detail zu durchsuchen bzw. mit dem Forschungsstand des jeweiligen Teilgebietes abzugleichen. Hier will ich eher skizzieren, wo sich in der momentanen memoriologischen Situation gewisse Dilemmata des Werkes andeuten, und auf dieser Grundlage eine Charakterisierung des Werkes versuchen.

Zum ersten stellt sich das Auswahlproblem als nicht ganz so arbiträr dar, wie es die Herausgeber – durchaus eingedenk ihrer bildungsbürgerlich-westlich-berlinischen Perspektive (I, 18-23, bes. 22) – darstellen. Vielmehr ergeben sich gewisse Probleme daraus, daß die konkreten Beispiele für Erinnerungsorte häufig mehr der geschichtswissenschaftlichen Insiderkultur zu entstammen scheinen als der öffentlichen oder auch in der Publizistik veröf-

fentlichten Erinnerung. Schlüsselbegriffe familiärer oder halbprivater Geschichtsdiskurse werden anderswo untergebracht und sind somit auf den ersten Blick gar nicht wahrnehmbar. So gibt es keinen Artikel zu „Hitler“, wahrscheinlich eine der Chiffren, mittels derer Eltern ihre Kinder mit historischen Themen konfrontieren; das Thema erscheint in Joachim Fests Aufsatz über den „Führerbunker“ (I, 122ff), Peter Reichels „Auschwitz“ (I, 600ff) oder Sabine Behrenbecks „Heil“ (III, 310ff). Ebenso verteilt sich die Chiffre „DDR“ auf verschiedene Teilaspekte. Ebenso sucht man die gängigen Erinnerungsorte „Bonn“ für die alte Bundesrepublik (mit Rekurs auf Fritz René Allemanns „Bonn ist nicht Weimar“), den schon ohne Jahreszahl eindeutig besetzten 17. Juni oder den mehrfach zu deutenden 9. November vergeblich. Auch die im heimatgeschichtlichen (fiktionalen wie nicht fiktionalen) Populärschrifttum vorkommenden stehenden Topoi wie „Kaisers Zeiten“, „Berlin der zwanziger Jahre“, „Platz an der Sonne“, „Wirtschaftswunder“, „Napoleon“, „Franzosenzeit“, in Norddeutschland auch „Schwedenzeit“ kommen nicht – oder anderswo versteckt – vor. Trotz der Vielzahl der ausgewählten Erinnerungsorte (und auch den Auswahlzwang prinzipiell anerkennend) bleibt die Kritik, daß der Auswahl die im Habermas'schen Sinne Anschlußfähigkeit an die lebensweltlich verorten Erinnerungsorte mangelt. Vermutlich geht dies darauf zurück, daß man die „Erinnerungsorte“ so weit wie möglich verdinglichen wollte statt sich mit einer klassischen, mehr sprachorientierten Topologie zufriedenzugeben.

Ein weiterer Mangel in der Auswahl scheint mir ebenfalls systematisch

begründet: Die Unterrepräsentation Süddeutschlands (wobei die Herausgeber durchaus auch Österreich mit in den Blick nehmen). Süddeutschland erscheint in Ortsnamen wie Nürnberg (vom Mittelalterklischee und seiner Vermarktung über die NSDAP-Parteitage bis hin zu den Nürnberger Prozessen, I, 68ff), Wyhl (II, 652ff unter „Die Moderne“), Karlsruhe (II, 535ff unter „Recht“) oder Neuschwanstein (III, 422ff unter „Heimat“) und Heidelberg (III, 473ff unter „Romantik“). In einem witzigen Artikel wird noch der „Weißwurstäquator“ (I, 471ff) aufs Korn genommen, aber die auch in norddeutschen Schulbüchern vermittelte Topik von den frühliberalen Freiheitstraditionen in Südwest-Deutschland tritt nicht zutage, obwohl konkrete Orte wie Offenburg, Heppenheim, Hambach oder auch Rastatt bundesweit eindeutig damit besetzt sind. Hier scheint der ja durchaus eingestandene berlinische Blickwinkel auch darauf zurückzugehen, daß man zwar den real existierenden Föderalismus in Deutschland zur Kenntnis genommen hat, aber daraus nicht die Folgerung gezogen hat, daß sich dieses in besonderen, über regionale Identitäten hinausgehenden Erinnerungslandschaften widerspiegeln könnte. Hier bedürfte es einer Reflexion einer regional differenzierten Erinnerungslandschaft und ihrer Schnittmengen. Die Kartographie eines „mental Föderalismus“ scheint mir hier nicht ausgereizt. Aufsätze zu Einzelthemen beschränken sich meist auf die Unterscheidung zwischen BRD und DDR in der zweiten Nachkriegszeit.

Ebenfalls unterrepräsentiert scheint mir die DDR, die als Topos ohnehin nicht vorkommt und sich aufsplittert auf Stasi (II, 349ff), Jugendweihe (im

Rahmen einer bis ins 19. Jh. zurückgehenden Bedeutungsgeschichte, III, 347ff) und Palast der Republik (II, 667ff). Nach Wolfgang Englers Reflexionen über das besondere Erleben und Deuten historischer Ereignisse durch die Ostdeutschen (W. Engler: Die Ostdeutschen, Berlin 1999) scheint das Fehlen von Themen wie „Realer Sozialismus“, „DSF“ oder „Mangelwirtschaft“ einfach unverständlich. Diese Unterbelichtung der ostdeutschen Erfahrung führe ich darauf zurück, daß man insgesamt nach der sozialen Verortung der Erinnerungsorte kaum gefragt hat. Zu einem guten Teil sind es – was die das Mittelalter und die Frühe Neuzeit bis ins 19. Jh. betreffenden Erinnerungsorte angeht – die Topoi, die das teils aufsteigende, teils durch Industrialisierung verunsicherte Bildungsbürgertum (vor allem im preußischen Einflußbereich) bewegten. Daher entpuppt es sich eigentlich als wenig überraschend, wenn viele Artikel abschließend das Verschwinden oder Verschwindenseins ihres Gegenstandes konstatieren.

Zum zweiten verschärfen sich einige schon aus der Auswahlproblematik ersichtliche Schwierigkeiten auf konzeptioneller Ebene. Ausdrücklich nehmen die Herausgeber die Idee von Pierre Nora auf, durch eine recht offene und nicht von vornherein durch zu scharfe Definitionen verengte Auffassung von Erinnerungsorten eine Art Kartographie kulturellen Gedächtnisses zu erstellen. Doch sind sie sich der strukturellen Unterschiede der deutschen Geschichte und folglich auch der Fragmentierungen in deutschen Erinnerungen bewußt und intendieren eher eine Bestandsaufnahme denn eine kulturbewahrende Mission (die bei Nora durchaus mitschwingt). Sie heben

stärker das 19. und 20. Jh. aufgrund der gegenseitigen Bedingtheit von *nation-building* und *memory-building* in Deutschland heraus, akzentuieren die Verschränkung von deutscher und europäischer Geschichte (faßbar in Artikeln über mit anderen gemeinsame Erinnerungsorte wie Straßburger Münster, III, 408ff, Tannenberg/Grünwald, I, 438ff, oder Stalingrad, II, 332ff, und über die Außenrezeption wie bei Tacitus, III, 569ff, oder Mme de Staël, I, 225ff) und das Nebeneinander von „bedeutenden“ und „trivialen“ Themen (z.B. im Nebeneinander von Karneval und Dresden, III, 436ff bzw. 451ff). Hier setzen *François* und *Schulze* Wegmarken in eine zukunftsrichtige Richtung.

Dennoch bleiben auch auf systematischer Ebene einige Wünsche offen: Die Beziehung zwischen Fremdwahrnehmung und deren Rückspiegelung auf die deutschen Selbstwahrnehmung, gerade in dem so wirkungsmächtigen Kontrastpaar „Kultur vs. Zivilisation“, müßte bei den entsprechenden Themen weiter ausgeleuchtet werden. Darüber hinaus verursacht die prinzipielle Offenheit in der Definition „Erinnerungsorte“ Unklarheiten, die gelegentlich bis zur Verfehlung des Themas führen. Es fehlt die Abgrenzung gegenüber dem Klischee, das seiner erinnerungswürdigen historischen Dimension völlig verlustig gegangen ist. Die historische erinnerte Dimension der Themen „Feierabend“ (III, 169ff), „Weihnachten“ (III, 154ff), aber letztlich auch bei dem jeglicher Vergangenheitsträchtigkeit entkleideten „Neuschwanstein“ (III, 422) und „Heidelberg“ (III, 473ff). Die Transformationen zwischen historischer Erinnerung und Klischees sowie die dazwischenliegenden Schattierungen bedürften genauerer begriff-

licher Fassung, um in eine Theorie kollektiver Erinnerung eingehen und somit Auswahlkriterien begründen zu können.

Ebenso fehlt eine Abgrenzung gegenüber dem Begriff „Rezeption“. Eine Reihe von Artikeln behandelt gar keine Erinnerungsorte, sondern bietet eine Rezeptionsgeschichte, die Forschungstraditionen, Umnutzung von Gebäuden oder Begriffswandlungen darstellt, ohne den Wert oder mögliche Effekte für kollektive Erinnerung zu taxieren (faßbar z. B. in „De l'Allemagne“, I, 225ff, wo eigentlich nur eine Rezeptionsgeschichte geboten wird, „Grimms Märchen“, I, 275ff oder „Weißwurst-äquator“, I, 471ff).

Im Zeitalter der Postmoderne verlangen Themen wie Goethe (II, 187ff), Bach (III, 239ff) oder Schrebergarten (III, 362ff) auch nach einer Thematisierung von Ironie in der Erinnerung. Mit der fortschreitenden Kommerzialisierung sog. hochkultureller Themen und der Entstehung neuer, aber nicht selbstverständlich bildungsbürgerlich aufgewachsener Rezipientenkreise wird der ironische Umgang mit bestimmten Erinnerungen zunehmende Praxis. Hier würde auch der Aspekt hineinspielen, daß Erinnerung an DDR-Alltag und Lebenswelt oft in ironischer Distanzierung (mit und ohne Verniedlichung) stattfindet, was mit analogen Phänomenen der NS-Zeit mit Grund nicht geschieht. Methodisch gesprochen, sollten neben das in der Diskussion über Erinnerungskulturen durchaus präzise Begriffspaare *Erinnern/Vergessen* auch die verschiedenen Schattierungen von *Aneignung* und *Distanzierung* treten. Die bislang zwar bunte, aber flächige Kartographie erhielte so mehr Höhenlinien (oder Tiefenschärfe).

Das Sammelwerk gibt dem „öffentlichen Gebrauch von Historie“ (Formulierung von Jürgen Habermas) ohne Zweifel wesentliche Impulse. Daran ändern auch die kritisierten systematischen Defizite nichts. Diese sind für ein Pionierwerk eher typisch. Ebenso trägt dieses auch seine Entstehungszeit in sich – was dazu veranlaßt, sein Erscheinungsbild nicht lediglich als Ruf in den momentanen öffentlichen Diskurs hinein zu sehen, sondern auch als Reflex zeitgenössischer Tendenzen. Der von vielen Autoren geäußerte Befund, ihr Gegenstand sei eigentlich kein Erinnerungsort mehr, spiegelt vielleicht tatsächlich eine Qualitätsveränderung in der öffentlichen Erinnerungskultur wider. Die Bände scheinen so ein Spiegel der Erinnerungskultur zu sein, diese aber nicht wirklich einzuholen.

Dazu geraten manche Veränderungen zu wenig in den Blick der Herausgeber. Erstens – wie schon angedeutet – so etwas wie eine systematische Rezeptionspragmatik im literatur- bzw. kunstwissenschaftlichen Wortsinne. Zweitens der Stellenwert der sog. „Globalisierung“, insofern die Bedeutung nationaler Erinnerungsorte gegenüber der international geteilten für die Erinnernden relativ zurückzugehen scheint – was generationelle Erfahrungen in der Arbeitswelt, Freizeit- und Musikkultur über Ländergrenzen hinweg und das vermehrte Auftreten von Themen, die international als des kulturellen Gedächtnis würdig scheinen (vgl. die Hinweise im Artikel „Beethovens Neunte“, III, 665ff), illustrieren. Insofern sind Elvis

Presley und Tschernobyl heute eher „deutsche Erinnerungsorte“ als etwa der Bauernkrieg (II, 137ff), Königin Luise (II, 286ff), Arminius (III, 587) oder der Bamberger Reiter (I, 322ff). Drittens wird der wachsende Tourismus nicht thematisiert: Einerseits verzeichnen mehr oder weniger auf „alt“, häufig auf „vorindustriell“ getrimmte Orte sowie große historische Ausstellungen einen wachsenden Zulauf, andererseits scheinen diese einer zunehmend ästhetizistisch selektiven statt sprachlich-begrifflichen Wahrnehmung zu unterliegen und dementsprechende Inszenierungskonzepte von Kommunen und Ausstellungsdesignern zu fördern. Die Funktion von „Erinnerungsorten“ scheint damit – aus der Sicht der meist der Mittelschicht entstammenden Subjekte – einem Strukturwandel zu unterliegen. Diese zugegebenermaßen impressionistischen Beobachtungen scheinen mir relevant für alle, die an außerfachwissenschaftlichen Diskursen über Erinnerung und Geschichte in kleineren und größeren Öffentlichkeiten beteiligt sind.

Zu einem Zeitpunkt, an dem die nationalen Komponenten kollektiver Erinnerung einer Form- und Bedeutungsveränderung zu unterliegen scheinen, wirkt das Pionierwerk in gewisser Weise auch als das Produkt einer Spätzeit – in welcher Historie noch den meinungsbildenden Schichten im wesentlichen vermittels Sprache nationalkulturelle Erinnerungsorte plausibel anbieten konnte.

Friedemann Scriba